

[16]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Hauff.

Die Verhandlung wurde in einem Gasthause in der Nähe abgehalten. Die Zeugen waren der Arzt, der Schutzmann, der Detektiv, welcher an der Untersuchung des Hauses theilgenommen hatte, dann Desrolles, Frau Ewitt und Frau Ramber. Aber Jack Chicot, der wichtigste Zeuge von allen, war nicht wieder gesehen worden, seitdem er das Haus verlassen hatte, unter dem Vorwand, die Polizei holen zu wollen. Dieses Verschwinden des Mannes, nachdem er das schlafende Haus aufgeweckt hatte, was ganz unnützig und thöricht war, wenn er wirklich der Mörder gewesen, war der bemerkenswertheste Zeuge in der Sache. Der Coroner befragte Frau Ewitt genau über die Lebensweise der Tänzerin und ihres Mannes.

„Sie sagen, sie hatten häufig Streit,“ begann er, „war ihr Zank heftiger Art?“

„Sie war heftig, aber er niemals! Sie liebte ihn sehr, das arme Ding, obgleich sie keine Frau war, die sich von ihrem Manne leiten ließ. Das Trinken liebte sie mehr als gut war, und er versuchte es, sie davon abzubringen, wenigstens damals, als sie hier einzogen. Später schien er sie aufgegeben zu haben und ließ sie machen, was sie wollte.“

„Schien er Zuneigung für sie zu haben?“

„Ich glaube nein, ich denke, die Liebe war ganz auf ihrer Seite.“

„War er ein heftiger Mann?“

„Nein, er war sehr gleichmüthig! Ich dachte oft, es sei etwas Verstocktes in seinem Charakter. Ich erinnere mich, daß sie einmal nach einem Zank zu mir sagte: „Frau Ewitt, dieser Mann haßt mich zu sehr, um mich zu schlagen; wenn er einmal seine Wuth auslassen würde, so wäre das mein Tod!“ Diese Worte machten damals einen Eindruck auf mich . . .“

„Schon gut,“ erwiderte der Coroner, „wir haben nicht Zeit, uns mit Ihren Eindrücken zu beschäftigen.“

Aber Frau Ewitts gemächliche Rede floß weiter, wie ein ruhiger Fluß durch ein Thal.

„Ich möchte lieber ein gemeines Ungeheuer haben, das mich braun und blau schlägt,“ hat sie mir ein anderes Mal gesagt, das arme Ding, „wenn er es nachher bedauern würde, als solch einen kaltherzigen Gentleman, der mich mit einem Wort todtstechen kann!“

„Ich möchte Thatsachen, keine Reden hören,“ sagte der Coroner ungeduldig. „Haben Sie jemals erfahren, daß der Mann der Verstorbenen sich einer Gewaltthat gegen seine Frau oder sonst jemand schuldig machte?“

„Niemals.“

„Wissen Sie, ob Madame Chicot Geld oder Werthgegenstände im Besitze hatte?“

„Ich glaube, sie hatte nichts! Bei ihren extravaganten Gewohnheiten hat sie schwerlich Geld erspart.“

Die Aussage der Frau Ramber bestätigte nur die der Frau Ewitt in Bezug auf die Stunde, um welche sie aufgeföhrt worden war, und auf das Benehmen von Jack Chicot. Die beiden Frauen stimmten überein in betreff des geisterhaften Aussehens seines Gesichts und des plötzlichen Eifers, mit dem er den Gedanken, einen Schutzmann zu holen, aufgriff, nachdem Desrolles ihn ausgesprochen hatte.

Der letzte Zeuge war Desrolles. Als er sich erhob, erblickte er ein bekanntes Gesicht in der Menge, nahe bei der Thüre. Es war Morel, der Bankier. Seit Desrolles ihn zuletzt gesehen hatte, war er schrecklich verändert. Neben Morel stand ein allgemein bekannter Advokat. Desrolles' Gesicht wurde noch um einen Schatten grauer beim Anblick dieser Weiden, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten.

Desrolles' Aussage warf kein neues Licht auf das Geheimniß. Er hatte Monsieur Chicot und seine Frau genau gekannt und selten war ein Tag vergangen, ohne daß er sie

gesehen hatte. Sie waren beide vortreffliche Geschöpfe, paßten aber nicht zu einander und lebten nicht glücklich. Er hatte niemals gesehen, daß Jack Chicot sich einer Gewaltthat gegen seine Frau schuldig machte, aber er meinte, er sei schrecklich erbittert gewesen und sie hätten nicht länger friedlich mit einander leben können. Die letzte Zeit war Monsieur Chicot sehr oft abwesend vom Hause, er kam spät nachhause und miß seine Frau. Es war eine unglückliche Ehe und beide waren sehr zu bedauern.

Das war alles. Der Coroner schob die Untersuchung eine Woche auf, in der Hoffnung, daß sich noch weitere Anzeichen zeigen würden. Das allgemeine Gefühl aber war, daß ein sehr starker Verdacht auf den Mann der Ermordeten fiel, und daß er gesucht werden müsse, wenn er nicht bald aufgetaucht werde.

Gerard hörte die Verhandlung in einer Ecke des Saales an, aber er sprach nichts von der Entdeckung des Dolches in Jack Chicot's Farbentasten.

Zwei Tage darauf wurde die Tänzerin beerdigt, wozu eine ungeheure Menschenmenge sich eingefunden hatte. Smolendo legte eigenhändig einen weißen Kamelienkranz auf den Sarg. Desrolles stand am Grabe in einem ehrbaren, schwarzen Anzuge, den er sich von einem Trödler für diese Gelegenheit gemietet hatte, und sah ganz wie ein Gentleman aus, wie Frau Ewitt später erzählte. Seit der Beerdigung des Kardinals Wiseman hatte man eine solche Menschenmenge nicht gesehen.

Smolendo befand sich in tiefster Verzweiflung. Er hatte eine vorzügliche Dame als Ersatz für La Chicot gewonnen, aber das Publikum glaubte nicht an die Vorzüge dieser Dame, welche alt genug war, um La Chicot's Mutter zu sein, und Smolendo's Theater blieb leer. Das Publikum hatte sich La Chicots wegen gedrängt, und ihr trauriges Schicksal hatte einen Schatten auf das Haus geworfen. Andere Theater kamen in Mode, und das Schiff, das Smolendo's Glück trug, lag gestrandet an der Küste.

* * *

Zwischen acht und neun Uhr am Abend des Bezzräbnistages von La Chicot erschien ein alter Mann bei Salomon, einem Diamantenhändler, der sein Geschäft in kleinem Maßstabe betrieb, in einer der Straßen nahe beim Braunschwiegplatz.

Der Alte war respektabel gekleidet, in einen langen Ueberrock und trug einen grauen Bart, welcher so üppig war, daß er den unteren Theil des Gesichts ganz verhüllte. Unter seinem weichen Filzhut trug er ein schwarzes Sammtkappchen, unter welchem keine Spur von Haar zu bemerken war. Ein paar graue stechende Augen sahen unter dem Rande des Hutes hervor. Salomon kam aus seinem Speisezimmer in das vordere Zimmer, welches halb Laden, halb Salon war, wo der Fremde wartete.

Der Diamantenhändler hatte ein scharfes Auge für Charaktere, und er sah auf den ersten Blick, daß sein Besucher eher zu den Falken, als zu den Tauben gehörte.

„Will mich übertölpeln, wenn er kann,“ sagte er zu sich selbst. „Was ist Ihnen gefällig?“ fragte er mit höflicher Zuorkommenheit.

„Sie kaufen Diamanten, ich habe einige zu verkaufen, und da ich in Geldverlegenheit bin, so können Sie ein gutes Geschäft machen.“

„Ich glaube nicht an gute Geschäfte! Ich werde Ihnen einen guten Preis für einen guten Artikel bezahlen, wenn Sie auf ehrliche Weise dazu gekommen sind,“ erwiderte Salomon mit einem argwöhnischen Blick. „Ich kaufe kein gestohlenen Gut. Sie haben sich an die falsche Adresse gewandt, wenn Sie das glauben.“



„Wenn ich das glaubte, so wäre ich nicht hierher gekommen,“ sagte der graubärtige, alte Mann. „Ich will mit einem ehrlichen Mann zu thun haben, und bin selbst ein ehrlicher Mann, obgleich herabgekommen. Es ist nicht meine eigene Angelegenheit, sondern die eines Freundes, eines Mannes, dessen Name und Ruf so wohlbekannt ist, wie der des Prinzen von Wales, ein Mann, der eines der größten Geschäfte in London besitzt. Ich werde Ihnen seinen Namen nicht sagen, ich erwähne nur die Thatfachen. Mein Freund hat morgen einen Wechsel zu bezahlen, wenn dies nicht geschieht, so steht sein Name in der nächsten Woche unter den Gerichtsanzeigen. In seiner Noth ging er zu seiner Frau und sagte ihr alles. Sie benahm sich wie eine gute Frau, legte die Arme um seinen Hals und sagte, er solle nicht kleinmüthig sein, dann lief sie nach ihrem Juwelensäckchen und gab ihm ihre Diamanten.“

„Lassen Sie sehen,“ erwiderte Salomon, ohne die Hingebung jener Gattin im geringsten zu bewundern.

Der Mann zog ein kleines Packet aus der Tasche und entfaltete es. Da ruhten auf einem Stück Baumwolle die Edelsteine, fünfundvierzig große, weiße Steine, von denen der kleinste erbsengroß war.

„Ach, sie sind nicht in Fassung?“ rief der Diamantenhändler. „Wie kommt das?“

„Mein Freund ist ein stolzer Mann, er wollte nicht, daß man die Juwelen seiner Frau wiedererkennt.“

„Und deshalb hat er sie ausgebrochen? Ihr Freund war ein Narr, mein Herr! Wozu gehören diese Steine?“ überlegte Salomon, indem er sie leicht mit den Fingerspitzen berührte und in einen Kreis schob. „Augenscheinlich war es ein Halsband, und ein sehr schönes Halsband muß es gewesen sein, Ihr Freund war ein Narr, daß er es zerbrochen hat!“

„Ich glaube, es war ein Halsband,“ bestätigte der Fremde. „Mein Freund feierte im vorigen Jahre seine silberne Hochzeit, und bei dieser Gelegenheit hat seine Frau die Diamanten zum Geschenk erhalten.“

Das Zimmer war nur trübe erleuchtet von einer einzigen Kerze, welche das Dienstmädchen auf den mittleren Tisch gesetzt hatte, als es den Fremden einließ.

Salomon zündete eine Gaslampe mit einem beweglichen Kautschukschläuch an, welche neben seinem Schreibpult stand. Bei diesem Licht untersuchte er die Diamanten. Nach genauer Beschichtigung zog er eine kleine Feile aus der Westentasche und fuhr damit über einen der Steine.

„Ihr Freund ist ein doppelter Narr, wenn er nicht ein Betrüger ist!“ sagte Salomon. „Diese Steine sind falsch!“

Das Gesicht des graubärtigen Mannes wurde so geisthaft, daß der Anblick des Todes selbst nicht schrecklicher sein konnte.

„Das ist gelogen!“ rief er.

„Sie sind ein unverschämter Schurke, mein Herr, mir solchen nachgemachten Kram zu bringen, und ein Narr, wenn Sie glauben, daß Sie bei mir solch' Nachwerk anbringen können, bei einem Mann, welcher seit nahe dreißig Jahren mit Juwelen handelt! Die Steine sind nachgemacht, aber sehr gut nachgemacht, und haben eine gute Farbe. Sehen

Sie hier, mein Herr! Sehen Sie die Spur, welche meine Feile an dieser Oberfläche hinterläßt? Aber, mein Himmel, wie der Mensch zittert! Wollen Sie vielleicht behaupten, daß Sie selbst mit diesen Steinen betrogen worden seien, daß Sie Geld dafür gegeben haben? Ich glaube kein Wort von Ihrer albernem Geschichte und dem londoner Kaufmann!“

„So wahr ich lebe, ich hielt sie für echt!“ stotterte der graubärtige Mann, welcher so heftig zitterte, daß es schrecklich anzusehen war.

„Und Sie haben Geld darauf gegeben?“

„Ja.“

„Niel?“

„Alles, was ich in der Welt besaß! Alles, alles!“ wiederholte er leidenschaftlich. „Ich bin ruiniert! Um Gotteswillen, geben Sie mir einen Schluck Branntwein, wenn Sie nicht wollen, daß ich hier in Ihrem Hause todt niederstürze!“

Der Zustand des Menichen war so kläglich, daß der Juwelier Mitleid hatte, obgleich er ihn für einen Schwindler hielt. Er öffnete die Thüre nach dem Speisezimmer und rief seine Frau.

„Harriet, bringe mir den Branntwein und ein Glas!“

Die Frau gehorchte. Es war eine große Frau, prächtig in schwarze Seide gekleidet.

„Ist der Herr krank?“ fragte sie freundlich.

„Er ist ein wenig schwach geworden. Nun, es ist gut, du kannst wieder zu den Kindern gehen.“

„Sie sind ungewöhnlich gut,“ jagte der Juwelier, indem er einen der Steine gegen das Licht hielt. „Aber es ist nicht ein einziger echter Diamant darunter. Wenn Sie Geld darauf geliehen haben, so sind Sie betrogen. Sie sind von französischer Arbeit, ohne Zweifel! Ich werde Ihnen sagen, was ich für Sie thun kann. Wenn Sie sie hier lassen wollen, werde ich versuchen, zu erfahren, wo sie gemacht wurden.“

„Nein, nein,“ erwiderte der Fremde athemlos, indem er heftig die Steine an sich zog und in die Baumwolle einwickelte.

„Es ist nicht der Mühe werth! Es liegt nichts daran! Ich bin betrogen, das ist alles! Es kann mir nichts helfen, zu wissen, wer die Steine verfertigt hat, oder wo sie gekauft wurden. Sie sind falsch, wie Sie sagen, und wenn Sie recht haben, so bin ich ruiniert!“

Er hatte ein Glas Branntwein getrunken, worauf dieses kraupfhafte Zittern aufhörte, steckte das Packet in die Brusttasche und verließ langsam und mit steifen Schritten das Zimmer und das Haus, der Juwelier begleitete ihn bis zur Thüre.

„Sie können diese Steine jedem Händler zeigen,“ sagte er, „und Sie werden sehen, daß ich recht habe. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ erwiderte der andere schwach und verschwand in dem winterlichen Nebel, der die Straße wie in einen Schleier einhüllte.

„Ich möchte wissen, ob der Bursche ein Betrüger oder ein Narr ist?“ fragte der Juwelier.

(Fortf. folgt.)

[8]

Ein Bekenntniß.

Novelle von Eduard Engel.

„Von da ab weiß meine Erinnerung nichts mehr, nichts von der Nacht und nichts von dem folgenden Tage und auch von der zweiten Nacht nichts. Erst am übernächsten Morgen fiel wieder ein Lichtstrahl in meine Augen und in mein Hirn. Und mit dem Licht zugleich der Schein eines holden Engelsangesichts: Emma's! — Ich brauche jetzt nur die Augen zu schließen, um sie wieder zu sehen wie damals; sie hat sich kaum verändert. Nur noch etwas schwächer war sie, aber die Augen waren ihr schon damals eben so weit offen für fremdes Leiden wie heute. Um mich herum stöhnte und ächzte es von schwer Verwundeten, Freunden wie Feinden. In dem nächsten Bett sah ich das blutleiche schwarzbärtige Gesicht des französischen Chasseurs, dem ich mein Bayonett in die Brust gejagt. Sie hatten uns beide noch am Abend nach der Schlacht dicht bei einander gefunden und hierher geschafft, in das Lazareth von St. Marie. Emma war erst seit zwei Tagen als freiwillige Krankenschwester vom Breußischen Frauenverein in ihrem Dienst; ich glaube, wir waren die ersten Verwundeten, die sie pflegte. Denke dir, Franz: sie war damals erst 17 Jahre alt. O, wer weiß besser als ich, wiech

ein großes Selbsterz unter ihrem grauen Kleidchen mit der weißen Lazarethschürze darüber, schlug! Sie that ihre Pflicht Tag und Nacht, mit wenigen Stunden unterbrochenen Schlafes dazwischen, an allen, die in dem Saale lagen, und hat mit ihrem bischen Landbeskräulein-Französisch den ähzzenden Feinden manch Trost- und Hoffnungswort in den Fiebern des Todes und der Genehung zugebrochen.

Mich aber hatte sie von Anfang an in ihre besondere Obhut genommen. Zuerst dachte ich, als ich ihren Namen erfuhr, daß geschehe, weil wir so nahe Landsleute seien und ich zudem ein Schulfreund ihres Bruders. Es mag auch zum geringen Theil deswegen gewesen sein. Aber nach einigen Tagen erfuhr ich den tieferen Grund. In ihren Augen war ich ja der jugendliche Held, der Wunder der Tapferkeit gethan, — ich, der Fahnenflüchtling!

Es war richtig so gewesen, wie ich vermuthet hatte: durch meinen Angriff auf die Ordonnanz, welche die schriftliche, bei dem todtten Offizier vorgefundene Meldung zum Einhauen an die vergebene oder verpöngte Division überbringen sollte, war die

Verstärkung des sechsten französischen Corps bereitelt worden; jene Division war gar nicht ins Gefecht gekommen, und wer weiß, so hieß es, ob ich nicht dadurch die letzte entscheidende Wendung für uns gegeben. Das alles hörte ich von Emma, so gut wie sie's damals verstanden hat, vom Oberstabsarzt, von den Johannitern und von meinem Hauptmann, der mich kügte und einen verfluchten Kerl nannte. Ich war vom Blutverlust und vom Wundfieber noch so geschwächt, daß es nicht auffiel, wie theilnahmslos ich dies Gerede anhörte und wie ich die Augen schloß, um nicht in Menschengesichter blicken zu müssen.

Aber dann kam die Stunde, in der ich die Augen öffnen mußte und wo das Gericht über mich erging. Es war am dritten Tage nach der Schlacht, und die Sonne war eben im Verglöhen begriffen, da trat Emma an mein Bett, schob mir die Arme unter den Rücken, ganz sacht und lind, und hob mich ein wenig in den Kissen empor, daß ich besser sehen könnte. Und dann ging leise die Flügelthür des Krankensaales auf und mit behutamen Schritten kamen sie an mein Bett, an meines zuerst von allen, von dem Hauptmann und dem Arzt geführt: der alte König voran, nur mit dem schwarz-weißen Kreuz auf der Brust, den Kopf ein wenig geneigt, die ausgezogenen weißen Handschuhe in der einen Hand. Ich erkannte ihn gleich — und dann tastete er meine Hand, diese meine Hand hier, drückte sie sanft und doch fest und sagte so laut, daß man es im ganzen Saale hörte und elbst die Franzosen aufhorchten: „Ich freue mich, zu hören, daß es dir schon etwas besser geht, mein Sohn. Du hast dich wie ein Held benommen!“ und dabei legte er mir das eiserne Kreuz auf die Bettdecke, denn meine Hand wollte es nicht festhalten. Und dann trat auch der Kronprinz, den ich ja von seinen Heiten zu uns nach Pommern erst recht kannte, hinzu und strich mir liebevoll mit der Rechten über die Stirn und über die wirren Haare und lächelte mich an, wie nur er zu lächeln verstand, und sagte: „Siehst du, Papa, das ist auch einer von meinen Pommern, vielleicht der jüngste!“ Und dabei legte er mir eine blühende rote Rose, die er zwischen den Fingern gehalten, auf das weiße Kopfkissen, nickte mir noch einmal unendlich gültig zu, und dann gingen sie weiter, Vater und Sohn, an die Betten der anderen, auch an die der Franzosen. —

Tassilo schwieg. Die alte Kammmuhr, noch ein Erbstück seines Vaters, hub zu schlagen an: schon zehn. Draußen tunkte der Nachtwächter. Im Nebenzimmer hörte ich einen leisen Schritt, welcher sich der Thür zu nähern schien, dann aber wieder erstarb. —

„Soll ich dir noch weiter erzählen, Franz? Es giebt nichts mehr; du hast es ja schon gesehen und gehört, wie es steht, und nun wirst du nicht mehr sagen, ich sei verrückt. Unzählige male hatte ich mir auf meinem Krankenlager vorgenommen: du sagst die Wahrheit und nimmst auf dich, was du verschuldet — und ich hätte es gethan, hätt' es wenigstens dem Arzt gesagt, wie ich es anfangs mehrere male versuchte, wenn eben nicht Emma gewesen wäre!“

Dann kam die Nachricht vom Tode ihres Bruders zu ihr, ein, zwei Wochen darauf; er war bei Sedan gefallen. Sie verbarg ihren Schmerz als die junge Heldin, die sie war; aber wir im Saale merkten es alle an ihren rothgeweimten Augen, und als

wir sie fragten, sagte sie es uns. Da streichelte ihr der französische Chasseur, der sich noch schneller erhobte als ich, die schmalen Hände und sagte mit seinem furchtbar schnarrenden probeuzaligen R: *Vous êtes la soeur d'un héros, héroïne vous-même. Ah, si j'avais une soeur, et une soeur comme vous!* Und als er und ich in den letzten Tagen des September, der noch besonders warm und sonnig war, in dem kleinen Garten des Lazareths saßen, wo wir Dame und Trictrac miteinander spielten und er trotz ärztlichem Verbot heimlich Cigaretten dazu rauchte, unterbrach sich der alte Troupier mitten im Spiel wer weiß wie oft, um meiner Emma Lob zu singen: „*Et ça vient de la Pomeranie, ça, cette ange!*“ sagte er immer wieder mit ungläubigem Kopfschütteln. Er hatte sich unter Pommern so etwas wie Lappland oder Kamtschatka gedacht, nur von einer noch barbarischeren Bevölkerung bewohnt. Daß ich aus Pommern stamme, begriff er zur Noth, — aber auch Emma? —

So lange meine Wundbehandlung dauerte, ging es leidlich. Mein eigentliches Leiden begann erst, als ich, wie sie es nannten, völlig geheilt in die Heimath entlassen wurde, kurz vor Weisnachten. Völlig geheilt, aber doch noch so schwach, daß der Oberarzt sich unerbittlich meinem Wunsche, wieder zur Fahne zu stoßen, wideretzte: „Sie haben das eiserne Kreuz aus des Königs eigener Hand und da sind Sie noch nicht zuriefen, Sie Eisenkresser, der Sie kaum hinter den Ohren trocken sind!“

Emma blieb bei ihren Verwandten bis zum März, sie war mit der Belagerungsarmee vor Paris gezogen und kehrte als Dame des Kaiserordens zurück, gerade als ich nach Berlin auf die Univerfität gehen wollte. Wir trafen uns in Stohmsitz beim Obersten der Husaren, und dort haben wir uns ohne viele Worte gesagt, daß wir einander liebten und nun ruhig auf einander warten wollten. Wir hatten es längst gewußt, aber nicht vor der Beendigung des Krieges davon reden mögen. — Ach, ich weiß, was du sagen willst: damals hätte ich ihr offenbaren sollen, was mir das Herz abdrückte. Aber du hast gut reden, du bist ein Junggeheile geblieben und weißt nicht, was es heißt, in dem Augenblick, wo einem das blühende Glück sich in die zitternden Arme legt, seine Schande zu gestehen. Und ich war gerade 21 geworden! Du weißt ja,“ schloß er bitter, „mir kommt der Heldennuth immer erst hinterher, so eine Art von Treppenheldennuth!“

Er war vom Fenster wieder in den helleren Schein des Zimmers getreten, ließ sich müde auf einen Stuhl fallen und sah mich fragend an.

„Und das ist alles?“ sagte ich.

„Ja, ich denke, es ist genug, Schande genug,“ antwortete er leise mit einem Blick auf die Thür.

Auch ich dämpfte meine Stimme: „Und wenn ich dir nun sage, ich, dein ältester und bester Freund, daß ich dich zwar für einen durch und durch verwichenen Kerl, aber für einen ebenso ehrenvollen Mann und tapferen Soldaten halte, wie ich je einen unter meinen Fingern gehabt?“

„Du behandelst mich noch immer wie einen Kranken und giebst mir veräzte, harmlose Medizin.“

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Ein Miniatur-Revolutionen.** Sie machten auch eine Revolution um ihr gutes Recht, die Einwohner von Harpstedt, einem hannoverschen Flecken am Rand der Lüneburger Heide, als im Jahre 1848 der Kampf um die Freiheit entbrannt war. Seit einiger Zeit hatte sich — so schreibt man der „Z. N.“ — der Amtmann des künftl. Amtes bei dem Bürgermeister des Orts über die Anfitte der Einwohner beschwert, die Dünghaufen aus ihren Ställen jahraus jahrein vor den Thüren auf offener Straße aufzuschieben, und stellte den Antrag auf Abschaffung. Infolge dessen erließ der Bürgermeister eine entsprechende Verordnung. Die Harpstedter waren sehr erzürnt, gehorchten aber, obgleich murrend und mit tiefem Groll. Die Dünghaufen verschwand nach und nach. Als aber die Kunde von der neuen pariser Revolution durch die Lüneburger Heide drang, ergriff ein neuer Geist auch die Bürger in Harpstedt, sie rotteten sich eines schönen Tages zu Hunderten zusammen und zogen lärmend und tobend vor die Wohnung des Bürgermeisters, der ihnen entiezt entgegen trat und zitternd nach Willen und Wunsch der Aufrührer forschte. „Wir wollen den Mist wieder vor unsern Thüren haben!“ schrien die Aufständischen. — „Ja, in Gottes Namen, ja,“ sprach der Bürgermeister. „Und was weiter, liebe Kinder?“ — „Weiter nichts als die Freiheit, unsere Misthaufen hinzubringen, wo es uns beliebt, und damit basta!“ — Der Bürgermeister erklärte noch einmal, daß die betreffende anstößige Verordnung wegen der Misthaufen damit aufgehoben sei; die Dünghaufen-Revolutionäre brachten ihm ein Lebehoch und gingen ruhig wieder in ihre Häuser.

* **Die Maffia.** Die Blutthaten in New-Orleans, denen acht Sizilianer zum Opfer fielen, haben die Aufmerksamkeit wieder

auf die Maffia gelenkt. Fragt man nun, was die Maffia ist, so muß die Antwort folgende sein: Sie ist die ins Sizilianische überietzte Camorra, jedoch mit einem großen Unterschied, sie hat keine formelle Organisation. Camorrist kann nicht jeder werden, so wenig als man zum Beispiel Mitglied irgend eines anderen Vereins beliebig werden kann. Man muß angenommen werden. Dagegen Maffiose ist jeder von sich selbst, der ein Verbrechen begangen oder befördert hat, oder einem Verbrecher Unterstand gegeben, zur Flucht verholfen, zu Gunsten eines Verbrechers falsches Zeugnis abgelegt hat u. s. w. Gleich dem Camorristen betreibt der Maffiose mit besonderer Vorliebe Erpressungen, am liebsten in gelinder Manier, in der Art nämlich, daß er, ohne Dienste geleistet zu haben, vom Hotelier, Kaufmann, Fabrikanten, Gutsbesitzer, Advokaten „Provisionen“ erhebt. Ebenso wie die Camorra, hat die Maffia es stets als eine besondere Spezialität betrieben, sich der Gemeindeverwaltungen zu bemächtigen. Die Maffia hat man sich also vorzustellen als den Subegriff des sizilianischen Verbrechertums, aber nicht als eine geschlossene Organisation. Innerhalb der Maffia gab es stets einzelne geschlossene Körperchaften, förmliche Verbrechervereine, eine geschlossene Organisation der Maffia als Ganzes hat nie bestanden, das haben die wiederholten Enquetes, das haben die Schriften von Sonnino, Franchetti und anderen klargelegt. Ein Hauptverdienst an dem Niederwerden der Maffia gebührt dem jetzigen Ministerpräsidenten Rudini zur Zeit, da er Präfect der Provinz Palermo war, und dem späteren Präfecten Zini, einem früheren österreichischen Beamten. Zwischen der Camorra und der Maffia bestand von jeher noch ein sehr großer Unterschied, die Camorra war boursbösch, die Maffia bis 1860—61 revolutionär. Sowohl 1820—21 wie 1840—49 standen die Maffiofen auf Seite der Revolution, nicht etwa aus liberaler Gesinnung, sondern einfach weil sich im Trieben gut fischen ließ

und weil sie es gewissermaßen als eine Ehrenpflicht ansahen, jede Auflehnung gegen die Staatsautorität von vornherein zu unterdrücken. Es ist kein Zweifel, daß die Maffiosen 1860 den Sieg Garibaldi's gerne sahen, als sie aber 1861 nach der Annexion sehen mußten, daß die neuen Herren im Lande unter Justiz und Polizei etwas ganz Anderes verstanden als die bourbonische Regierung, da begab sich die Mafia sofort wieder in Opposition, Maffiosen „machten“ den Aufstand von 1866, den Medici und Andolini in seinem Blut erstickten. Die Erschießungen und Masseneinberufungen vom September 1866 machten der Mafia so ziemlich ein Ende, 1875 warf dann Nicotera als Minister des Innern den sizilianischen Brigantaggio nieder, seitdem vegetirt die Mafia nur noch. Es ist aber kein Zweifel, daß die über das Weltmeer wandernden Sizilianer vielfach die Anschauungen und Bräuche ihrer schönen Heimath in das neue Vaterland mitgenommen haben mögen und so mag sich in Louisiana, an den Ufern des Mississippi, wohl eine transatlantische Mafia herausgebildet haben. Ob die unglücklichen Opfer der Robelezesse von New-Orleans ihr angehört, wird vielleicht die Untersuchung ergeben, welche die Regierung einleiten läßt.

* **Ein Weirathskünstler ersten Ranges** verdient bei Schneidermeister Benner genannt zu werden, welcher kürzlich in Chicago verhaftet worden ist. Vor 12 Jahren trat er in Schweden in den Ehestand, und nachdem ihm nach einjähriger Ehe ein Kind geboren worden war, verließ er seine Frau, um nach Amerika zu gehen. In New-York heirathete er kurze Zeit nach seiner Landung zum zweiten male und lebte mit seiner neuen Frau 20 Monate zusammen, in welcher Zeit er zweimal Vater wurde. Eines schönen Tages aber war der Gatte und Vater plötzlich verschwunden, um bald darauf in Philadelphia aufzutauchen, wo er eine dritte Frau freite. Auch bei dieser hielt er es nur aus, bis sie ihn mit einem Knaben beschenkt hatte, dann aber nahm er abermals Reißaus. In Baltimore war es, wo er darauf die vierte Frau mit seiner Hand beglückte, die er erst im Stich ließ, als sie ihm nach einem Jahre ein Kind geboren hatte. Länger vermochte ihn die fünfte Frau zu fesseln, die ihm zwei Kinder schenkte und mit der er vier Jahre glücklich zusammen lebte. Dann aber trieb ihn das Verlangen nach Abwechslung von dannen und er begab sich nach New-Orleans, wo er es zuwege brachte, binnen sechs Monaten zwei Mädchen zum Traualtar zu führen. Diese zwei Frauen an einem Orte müssen ihn aber doch nicht zum rechten Genuß seines Glückes haben kommen lassen, denn gar bald wandte er ihnen den Rücken und eilte nach Chicago. Hier verheiratete er sich mit einem schönen jungen Mädchen, welche als Frau Nr. 8 zum Verräther an ihm werden sollte. Er verdiente stets viel Geld und war dabei äußerst sparsam, vermochte aber dennoch nicht irgendwelche Ersparnisse zu machen. Das erregte den Verdacht seiner Frau, und als diese vor kurzem seine Briefschaften durchstöberte, machte sie die wenig erfreuliche Wahrnehmung, daß ihr Gatte außer ihr noch sieben andere Frauen besaß, denen er regelmäßig pro Woche je einen Dollar überhandte. Als sie ihn dierüber zur Rede stellte, lächelte er ihr freimüthlich zu und erklärte, daß er sie jetzt nur allein liebe. Indessen damit gab sich die betrogene Frau nicht zufrieden, vielmehr begab sie sich unverzüglich zur Polizei und machte Anzeige. Als die Polizisten seine Wohnung betraten, war er eben im Begriff, sich auf die Suche nach der neunten Frau zu begeben.

* **Einen eigenen Stab von Berichterstattern** sucht sich auf eine sehr drollige Weise ein in Rom erscheinendes illustriertes sozialdemokratisches Blatt „Il momento“ zu erzielen. In seinem Annoncentheil liest man täglich folgendes Inserat: „Wir zahlen für die Meldung einer Schlägerei oder eines Feuers, am liebsten begleitet von einem oder mehreren Todesfällen, 1 Lire 50 Centesimi; für einen ausgeführten Selbstmord 1 Lire; für einen Selbstmordversuch 50 Centesimi; für einen Unglücksfall oder Verwundung 30 Centesimi. Bei Mordthaten, großen Einbrüchen, Banditentreichen, etwaigen Attentaten und ähnlichen hervorragenden Ereignissen zahlen wir je nach der Größe des Falles nach speziellem Uebereinkommen, jedoch nicht unter 5 Lire.“

* **Am Eisenbahnschalter.** Kommerzienrath D. zu seinem Commis, mit dem er zusammen eine Geschäftsreise machen will: „Hier haben Sie Geld, besorgen Sie ein Billet zweiter Klasse und ein Billet dritter Klasse nach M.“ — Der Commis geht zur Kasse und kehrt mit zwei Billets zurück. — Kommerzienrath D.: „Aber Sie haben ja zwei Billets dritter Klasse genommen!“ — Commis: „Herr Kommerzienrath, wenn Sie dritter Klasse fahren wollen, so paßt es sich doch für mich nicht, in der zweiten Klasse zu fahren.“

* **Fatale Situation.** Der arg verschuldete Studiojus Süssel pflegt stets, bevor er zur Kneipe geht, seine Visitenkarte mit Adresse zu sich zu fassen, um, wenn es nötig, sicher in seine Bude verfrachtet werden zu können. Als er wieder einmal stark bekneipt aufgefunden wurde, sucht man nach der Adresse und bringt

ihn in die Wohnung seines — Schneiders. Süssel hatte in der Eile statt seine Visitenkarte die Adresskarte seines zähesten Gläubigers erwirkt.

* **In der Verlegenheit.** Ein Wittwer hat sich bald nach dem Tode seiner Frau mit deren Schwester verlobt. — Ein Bekannter, der soeben von einer längeren Reise zurückgekehrt ist, fragt ihn theilnehmend, um wen er denn trauere. — „Für meine Schwägerin!“ antwortet der verlegene Wittwer. (Z. Bl.)

* **Schlau.** Kunde: „Warum schreiben Sie denn alle Ihre Rechnungen auf rosa Papier?“ — Schneidermeister: „Da machen's die Herr'n lieber auf, weil sie glauben, es seien Liebesbriefe!“

* **Druckfehlerntel.** . . . Der alte Baron stand wie auf Wadeln. — (Polizeinacht.) Der Spediteur Fuchs hatte gestern seinen Wagen derartig überladen, daß er wegen Thierquälerei verhaftet und bestraft wurde.

* **Kind bleibt Kind.** Junger Prinz: „Mädi, wie heißt du denn?“ — Mädchen: „Ich heiße Roserl.“ — Wie heißt denn du, Dubi? — Junger Prinz: „Ich bin kein Dubi — ich bin ein Prinz!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* Der Sonnabend-Sitzung der münchener Akademie wohnten Prinz Ludwig, der Kultusminister, der Regierungspräsident und andere hochgestellte Personen bei. In seiner Eröffnungsrede gedachte der Vorsitzende Dr. v. Pettenkofer der Stiftungsfeste der Akademie, sowie des siebenzigsten Geburtstages des Prinzregenten, auf welchen er ein begeistert aufgenommenes Hoch brachte. Die eigentliche Festrede wurde vom Oberbibliothekar Mtkler gehalten, welcher das Leben und Wirken des Geschichtsforschers Giesebrecht feierte.

h. Berlin, 22. März. „Einsame Menschen,“ die neueste Bühnendichtung des jungen Hofart Hauptmann, ist hier schon gelegentlich ihrer Aufführung im Verein „Freie Bühne“ besprochen worden. Gestern erschien das Drama im „Deutschen Theater“ und es errang eine tiefgehende Reizeffektivität, obwohl die Bearbeitung des Director L'Arronge, der einen ganzen Akt erbarmungslos gestrichen hatte, das Verdienst für die physiologischen Feinheiten des Wertes recht unangenehm erschwerte. Die Vorzüge der dichterisch bedeutenden Arbeit liegen vornehmlich in einer subtilen Seelenmalerei, die sich der Bühnenperspektive nicht immer einzuwingen läßt, und deshalb war der Erfolg nicht so stark und so unmittelbar, wie der poetische Werth des Stückes ihn beanspruchen dürfte. Die Darstellung, im ganzen gut abgestimmt, ließ in allen Einzelheiten viel zu wünschen übrig. Der Autor wurde nach jedem Akt gerufen und an den Verfallsenden für den noch vor einem Jahre so gefähig angegriffenen Hauptmann theilhaftigen sich mit besonderer Lebhaftigkeit auf der Erbrinz von Meiningen nebst Gemahlin. Wer sich für die ernsthaften Bestrebungen der jungen Literatur interessiert, dem sei die Festsire dieses Dramas von den einsamen, überseimerten Menschen empfohlen; es ist in der ursprünglichen Fassung, also in fünf Akten, soeben bei F. Fischer, Berlin, erschienen. — Der große Meister Ernesto Rossi hat als Hamlet und — heute — als Macbeth seine unvergleichliche Kunst der Menschendarstellung aufs neue erbetet. Gestern trat er zum erstenmale in einer erst kürzlich von ihm studirten Rolle auf, in der Titelrolle des Trauerpielers „Der Tod Iwan des Schrecklichen“ vom Grafen Alexei Tolstoi. Dieser Tolstoi hat mit dem großen Dichter der Nacht der Finsternis nichts als den Namen gemein. Sein „Iwan der Schreckliche“ ist der erste Theil einer Trilogie, die einen bedeutamen Abschnitt aus der russischen Geschichte behandelt, mit allen Mängeln, aber auch mit vielen Vorzügen der Historiendramatik höheren Stils. Leider sind in der Uebersetzung die Verse des Originals verloren gegangen und haben einer ziemlich platten Prosa Platz gemacht. Das Schreckensbild eines halbtollen Despoten steht vor uns. Wir sehen Iwan im Begriff, eine achte Frau zu nehmen und sich von jener Maria zu trennen, die im herrlichen Demetriusfragment unseres Schiller uns vertraut geworden ist. Zar Iwan fühlt sein Ende nahen, er zittert vor seinem kraftvollen Nachfolger Boris Godunow und seine entfesselte Vernunft treibt ihn zu allerlei blutigen Greuelthaten, die dann sein jähes Ende — er stirbt durch einen Schlaganfall — nur in unvollkommenem Maße führt. Die Charakterzeichnung ist stellenweise sehr fein und erhebt das Trauerpiel jedenfalls über das Gepränge leerer Haupt- und Staatsaktionen. Die italienischen Schauspieler zeigten sich in der Wiedergabe ihrer Rollen fast ausnahmslos von der besten Seite und Rossi schuf als Iwan wieder eine unvergleichlich großartige Gestalt, der vielleicht nur allzu viel natürliche Hoheit beigelegt war. Das Gastspiel dieses unerreichten Künstlers bildet für alle Verständigen einen Lichtblick in diesen letzten Theatermonaten.

